

# „... weil Gott es so will“

Frauen erzählen von ihrer  
Berufung zur Diakonin und Priesterin

Herausgegeben von  
Philippa Rath OSB

**HERDER** 

FREIBURG · BASEL · WIEN



MIX  
Papier aus verantwortungsvollen Quellen  
FSC® C083411

© Verlag Herder GmbH, Freiburg im Breisgau 2021  
Alle Rechte vorbehalten  
[www.herder.de](http://www.herder.de)

Umschlaggestaltung: Verlag Herder  
Umschlagmotiv: Komposition auf Basis von © Thoom/shutterstock  
Satz: Röser Media, Karlsruhe  
Herstellung: CPI books GmbH, Leck  
Printed in Germany

ISBN Print 978-3-451-39153-8  
ISBN E-Book (E-Pub) 978-3-451-83153-9

# Inhalt

## **ANSTATT EINES VORWORTS**

Texte heiliger Frauen ..... 7

## **PROLOG**

Die ursprüngliche Bitte um persönliche  
Lebens- und Berufszeugnisse ..... 9

## **EINFÜHRUNG DER HERAUSGEBERIN**

Welch eine Verschwendung von  
Charismen und Begabungen ..... 11

## **DIE LEBENS- UND BERUFUNGSZEUGNISSE DER FRAUEN**

Von A–Z ..... 19

## **EPILOG**

Drei exemplarische Stimmen von Männern ..... 287

**REGISTER DER TEXTE.** ..... 291



# ANSTATT EINES VORWORTS

## Texte heiliger Frauen

### Teresa von Ávila (1515–1582)

*Du, Herr meiner Seele, dir hat vor den Frauen nicht gegraut, als du durch diese Welt zogst, im Gegenteil, du hast sie immer mit großem Mitgefühl bevorzugt und hast bei ihnen genauso viel Liebe und mehr Glauben gefunden als bei den Männern, denn es war da deine heiligste Mutter, durch deren Verdienste – und weil wir ihr Gewand tragen – wir das verdienen, was wir wegen unserer Schuld nicht verdient haben. Reicht es denn nicht, Herr, dass die Welt uns eingepfercht und für unfähig hält, in der Öffentlichkeit auch nur irgendetwas für dich zu tun, was etwas wert wäre, oder es nur zu wagen, ein paar Wahrheiten auszusprechen, über die wir im Verborgenen weinen, als dass du eine so gerechte Bitte von uns nicht erhörtest? Das glaube ich nicht, Herr, bei deiner Güte und Gerechtigkeit, denn du bist ein gerechter Richter, und nicht wie die Richter dieser Welt, die Söhne Adams und schließlich lauter Männer sind und bei denen es keine Tugend einer Frau gibt, die sie nicht für verdächtig halten.*

*O ja, mein König, einmal muss es doch den Tag geben, an dem man alle erkennt. Ich spreche nicht für mich, denn meine Erbärmlichkeit hat die Welt schon erkannt, und ich bin froh, dass sie bekannt ist, sondern weil ich die Zeiten so sehe, dass es keinen Grund gibt, mutige und starke Seelen zu übergehen, und seien es die von Frauen.*

(Weg der Vollkommenheit [CE] 4,1)

### Thérèse von Lisieux (1873–1897)

*Als sie sich 1897 bewusst war, dass sie Lungentuberkulose hatte, sagte sie: „Der liebe Gott ist im Begriff, mich in einem Alter zu sich zu nehmen, da ich noch nicht die Zeit gehabt hätte, Priester zu sein ... Wenn ich hätte Priester werden können, hätte ich in diesem Juni die heiligen Weihen empfangen. Was tat also Gott? Damit ich nicht enttäuscht würde, ließ er mich krank werden. Auf diese Weise konnte ich nicht dabei sein, und ich sterbe, bevor ich mein Amt ausüben könnte.“*

(Bericht der jüngeren Schwester Céline 1910 vor dem Diözesengericht des Bischofs von Bayeux und Lisieux, in: Bd I der Heilig- und Seligsprechungsakte von Thérèse von Lisieux)

## Edith Stein (1891–1942)

*Die neueste Zeit zeigt einen Wandel durch das starke Verlangen nach weiblichen Kräften für kirchlich-caritative Arbeit und Seelsorgshilfe. Von weiblicher Seite regen sich Bestrebungen, dieser Betätigung wieder den Charakter eines geweihten kirchlichen Amtes zu geben, und es mag wohl sein, dass diesem Verlangen eines Tages Gehör gegeben wird. Ob das dann der erste Schritt auf einem Weg wäre, der schließlich zum Priestertum der Frau führte, ist die Frage. Dogmatisch scheint mir nichts im Wege zu stehen, was es der Kirche verbieten könnte, eine solche bislang unerhörte Neuerung durchzuführen.*

(Vortrag vor der Katholischen Akademikervereinigung in Aachen am 30. Oktober 1931, in: Edith Stein Gesamtausgabe 13, 77)

## PROLOG

### Die ursprüngliche Bitte um persönliche Lebens- und Berufszeugnisse

*Am 26. April 2020 sandte die Herausgeberin untenstehende Anfrage per E-Mail an zwölf Frauen. Bis Pfingsten, d. h. innerhalb von fünf Wochen, erreichten sie 150 Lebens- und Berufszeugnisse. Sehr viele Frauen hätten gerne auch später noch – nach Redaktionsschluss – ihre Texte eingebracht. Die Anzahl hätte sich beliebig vergrößern lassen.*

Liebe engagierte Frauen, denen wie mir das Thema Geschlechtergerechtigkeit in der Kirche am Herzen liegt!

Hiermit komme ich mit folgendem Anliegen auf Sie zu und möchte Sie um Ihre Mithilfe bitten. Hintergrund: Ich bin Delegierte beim Synodalen Weg und wurde als solche in das Forum „Frauen in Diensten und Ämtern der Kirche“ gewählt. Nun arbeite ich mit in einer Untergruppe, die sich mit der theologischen Argumentation im Blick auf die Teilhabe von Frauen am sakramentalen Ordo – Diakonat und weitere Ämter – befasst. Wichtige Stichworte sind in diesem Zusammenhang: neue Ämterstruktur – diakonische Kirche und diakonische Ämter sui generis – die pneumatologische Dimension der Kirche – charismenorientierte Zugänge zu Ämtern und Diensten u. v. m.

Ganz wichtig ist mir und anderen in diesem Zusammenhang das Thema Berufung. Deshalb bin ich auf der Suche nach persönlichen Lebenszeugnissen von Frauen, die sich in Vergangenheit und Gegenwart zum Diakoninnen- und zum Priesterinnenamt berufen fühlten und fühlen und ihre Berufung aus bekannten Gründen nicht leben konnten und können. Wären Sie wohl selber bereit, auf maximal einer Seite Ihre Berufungsgeschichte zu schildern und auch darüber zu berichten, für welche Alternative Sie sich dann warum entschieden haben? Auch darüber vielleicht, was die unerfüllte Sehnsucht in Ihnen bewirkt hat und vielleicht immer

noch an Spuren in Ihnen hinterlässt? Und/oder würden Sie meine Mail an interessierte Frauen weitergeben?

Mein Ziel ist es dabei zunächst einmal, der „Männerkirche“, aber auch vielen Frauen, die das Thema „gleicher Zugang für alle zu Diensten und Ämtern der Kirche“ immer noch als „Machthunger aufmüpfiger Frauen“ diffamieren, vor Augen zu führen, welches Potential an Berufen, an Geistkraft und an Charismen der Kirche und den Gläubigen über viele Jahrhunderte vorenthalten wurde und immer noch wird. Ich möchte zum Nachdenken anregen, ja, auch Erschütterung auslösen und ein Bewusstsein dafür erzeugen, wie überfällig eine Kursänderung und Erneuerung in dieser Frage ist.

Ich freue mich sehr, wenn Sie mitmachen. Gerne auch anonym, wenn Ihnen dies notwendig erscheint. Diskretion von meiner Seite sage ich Ihnen hier selbstverständlich zu.

Ihre Sr. Philippa Rath OSB

# EINFÜHRUNG DER HERAUSGEBERIN

## Welch eine Verschwendung von Charismen und Begabungen

„Jesus sagte zu ihnen: Bringt von den Fischen, die ihr gerade gefangen habt. Da stieg Simon Petrus hinauf und zog das Netz ans Land, das mit großen Fischen gefüllt war, *hundertdreißig* Stück; und obwohl es so viele waren, riss das Netz nicht.“ (Joh 21,10–11)

### Einblick

Der nachösterliche Bericht vom wunderbaren Fischfang im See von Tiberias erscheint wie ein Paradigma für das vorliegende Buch. Zunächst spiegelt die Zahl 153 eine verblüffende Parallele wider, denn es sind genau 153 Berufungs- und Lebenszeugnisse – 150 von Frauen und drei als Zeichen der Solidarität mit ihnen von Männern verfasst –, die hier gesammelt sind. Bloßer Zufall? Nur eine unbedeutende Zahl? Oder vielleicht doch ein leises, aber deutliches Zeichen, dass der Heilige Geist – Redaktionsschluss für die Textsammlung war ausgerechnet an Pfingsten – hier seine Hand mit im Spiel hat?

Was wäre gewesen, wenn Petrus nicht den Mut gehabt hätte, auf Jesu Weisung hin das Netz noch einmal auszuwerfen, diesmal auf der rechten Seite? Er wäre leer ausgegangen und vermutlich mutlos und resigniert von dannen gezogen. So aber bringt er einen überreichen Fang mit an Land, dieser Petrus, der Menschenfischer. Wie wäre es, wenn wir, wenn unsere Kirche, sich noch einmal auf einer ganz anderen Ebene von dieser Erfahrung des Petrus inspirieren lassen würde? Wie wäre es, wenn auch wir heute die Netze einmal in unbekanntem Gewässern auswerfen würden, dort, wo allzu viele keinerlei Fang erwarten? Zum Beispiel bei den Frauen in der Kirche?

## Rückblick

Als die deutschen katholischen Bischöfe im März 2019 einen „verbindlichen synodalen Weg“ zur Aufarbeitung und Aufklärung der Missbrauchsfälle beschlossen, da war die Frauenfrage zunächst für sie noch kein zentrales Thema. Man(n) wollte sich zunächst mit drei wesentlichen Themenbereichen beschäftigen: „Macht, Partizipation, Gewaltenteilung“, „Sexualmoral“ und „Priesterliche Lebensform“. Erst als das Zentralkomitee der deutschen Katholiken (ZdK) mit Vehemenz das Frauenthema auf die Agenda brachte und dabei leidenschaftlich von den Vertreterinnen der katholischen Frauenverbände und der Aktion Maria 2.0 unterstützt wurde, wendete sich das Blatt. Seither gibt es ein viertes Synodales Forum: „Frauen in Diensten und Ämtern der Kirche“.

Schon sehr bald, bei der ersten Synodalen Vollversammlung im Februar 2020 und auch in den Vorbereitungspapieren für die Foren, zeigte sich, wie zentral die Frauenfrage werden würde. So zentral, dass inzwischen kaum noch jemand daran zweifelt, dass die Frage der gleichberechtigten Teilhabe von Frauen an Ämtern und Diensten eine Überlebensfrage der Kirche werden könnte – oder bereits ist. Inzwischen spricht sogar der Vorsitzende der Deutschen Bischofskonferenz, der Limburger Bischof Georg Bätzing, offen aus, was viele denken: „Die Thematik Frau in der Kirche ist die dringendste Zukunftsfrage, die wir haben ... Wir werden nicht mehr warten können, dass Frauen zu gleichen Rechten kommen.“ (Interview im ARD-Morgenmagazin vom 4.3.2020)

Und die Frauen selbst? Viele erfahren eine wachsende Diskrepanz zwischen ihrem eigenen Selbstverständnis, ihrer Lebenswirklichkeit als Frau in einer modernen Gesellschaft des 21. Jahrhunderts auf der einen und vielen kirchlichen Positionen auf der anderen Seite. Sie fühlen sich diskriminiert, ausgegrenzt, ihres Menschenrechts auf Gleichheit und Geschlechtergerechtigkeit beraubt. Und vor allem: Viele fühlen sich nicht ernst genommen, ja missachtet in ihrer Berufung, erfahren, wie ihre Lebens- und Beruf(ung)smöglichkeiten eingeschränkt werden, empfinden dies als Unrecht, dem sie hilflos und ohnmächtig ausgeliefert sind. Noch mehr aber erzürnt sie, dass diese Schiefelage von vielen Amtsträgern nicht etwa als Missstand gesehen wird, den es zu beheben gilt, sondern dass die strukturelle Benachteiligung von Frauen nach wie vor mit längst widerlegten theologischen Argumenten gerechtfertigt und damit jeder Kritik entzogen wird.

In steter Regelmäßigkeit ist nun ein Aufschrei der (noch) engagierten Frauen in der Kirche zu hören. Die Katholische Frauengemeinschaft Deutschlands (kfd) und der Katholische Deutsche Frauenbund (KDFB),

der Hildegardisverein und Maria 2.0, Christiane Florins „Weiberaufstand“, Aufrufe und Statements von Frauenorden und -gemeinschaften, Aktivitäten und Initiativen neu entstandener Frauennetzwerke wie CWC (Catholic Women's Council) oder „Ordensfrauen für Menschenwürde“ belegen es: Niemand sollte darauf hoffen, dass die Frauenfrage in den deutschsprachigen Ländern und auch weit darüber hinaus irgendwann wieder von der Tagesordnung verschwinden wird. Nicht, solange keine Reformen in den Blick genommen und Schritt für Schritt mehr Mitbeteiligung und Mitverantwortung von Frauen in der Kirche umgesetzt wird – und zwar nicht als Lückenbüßer, nicht als Almosen, sondern als verbrieftes Recht in Anerkennung ihrer gleichen Würde.

Wider alle Hoffnung glauben viele Frauen, dass Umdenken und Erneuerung möglich sind, dass es sich lohnt, neu zu denken und Kirche anders zu leben, Dienste und Ämter auf andere als klerikale Weise zu sehen und wahrzunehmen und anzuerkennen, wie viel an Seelsorge, an Diakonie, an gelebter Liebe und echter, auch priesterlicher Nachfolge schon heute von unendlich vielen Frauen getan wird. Um im Bild des Anfangs zu bleiben: Die Gewässer dieser Welt sind voll mit großen Fischen! Wir müssen nur den Mut haben, die Netze auch an unbekanntenen Stellen auszuwerfen – mit anderen Worten: dem Geist/der Geistkraft Raum zu geben. Denn er/sie weht bekanntlich, wo er/sie will. Und wer sind schließlich wir, dass wir Gott vorschreiben wollten, wen er zu welchen Ämtern und Diensten in seiner Kirche beruft und welches Geschlecht diese Berufenen haben müssen?

## Ausblick

Ursprünglich war es meine Absicht, ein paar wenige Berufungs- und Lebenszeugnisse von Frauen zu sammeln, die sich zum Diakoninnen- oder Priesterinnenamt berufen fühlten und fühlen, ihre Berufung aber nicht leben können, weil ihnen die Kirche und ihr Lehramt den Zugang zu diesen Ämtern verwehrt. Der fachtheologischen Arbeit im Synodalen Forum „Frauen in Diensten und Ämtern der Kirche“ wollte ich damit – sozusagen als andere Autorität – die konkrete Lebenswirklichkeit von Frauen an die Seite stellen. Zudem hatte ich bereits bei den ersten Synodalen Treffen von verschiedener bischöflicher Seite gehört, „dass es doch in Wahrheit eigentlich wohl nur ganz wenige berufene Frauen gäbe“. Dem zu widersprechen und den Gegenbeweis anzutreten, war mein Ziel.

Dass aus ursprünglich 12 erwarteten Lebens- und Berufszeugnissen innerhalb von nur fünf Wochen 150 wurden, hat mich überwältigt. So ist die Idee zu diesem Buch entstanden.

Was können diese authentischen und zutiefst berührenden Texte uns lehren?

Viel zu lang wurden die Frauen mundtot gemacht in der Kirche. Gehört werden, die eigene Berufung zur Sprache bringen können, die eigenen geistlichen Kompetenzen einbringen zu können, das war und ist für viele Frauen bis heute ein unerfüllter Wunsch. Oder wie es eine der Frauen so treffend ausdrückt: „Bleiben in dieser Kirche bedeutet für mich: aushalten, dass sie meine Berufung und die vieler anderer Frauen nicht wahrhaben, noch nicht einmal prüfen will, weil nicht sein kann, was nicht sein darf.“

Die Bandbreite der Texte – ihre Fülle und Breite aus dem gesamten deutschsprachigen Raum, aus nord-, west-, ost- und süddeutschen Diözesen und vier Generationen umspannend – ist beeindruckend. Bei aller Vielfalt gibt es bestimmte Grundkonstanten, die an mehreren Stellen wiederkehren und in denen sich viele Leserinnen wiederfinden werden. Vor allem aber zeichnen die Zeugnisse das erschütternde Bild einer ungeheuren Ressourcen- und Charismen-Verschwendung, die sich seit Jahrzehnten in der Kirche ereignet hat und immer weiter ereignet. Wie oben bereits gesagt: Die Gewässer sind voll, nur werden die Netze offenbar noch immer an der falschen Seite ausgeworfen. Oder, wie eine der Frauen schreibt: „Den Begriff der verlorenen Generation/Generationen weite ich auf die Frauen unserer Kirche aus, auf die ab 1950 geborenen, gut ausgebildet, voller Engagement, Mut und Hoffnung, die ihre religiösen, intellektuellen und sozialen Talente in ihre Gemeinden einbringen wollten, in ihrem Wirken aber nur bedingt Anerkennung fanden und entmutigt wurden. Das sind rückblickend schon drei Generationen von Frauen, die für das Priesteramt verloren sind, deren tröstende Hände an Krankenbetten fehlten, deren Gebete, gute Predigten und Segnungen ihren von Gott bestimmten Gemeinden vorenthalten wurden.“

Der Schmerz und der Leidensdruck vieler Frauen ist groß. Eine von ihnen schreibt: „Ich merke, dass es krank ist und krank macht, wenn Lebensmöglichkeiten, ja Berufung, nicht gelebt werden kann.“ Viele leiden im Stillen, haben sich irgendwie arrangiert oder aber auch resigniert; manche haben im benachbarten Ausland, vor allem in der Schweiz, ihre Berufung leben und mehr Entfaltungsmöglichkeiten finden können; wieder andere haben sich nach langem inneren Ringen entschieden, die katholische Kirche zu verlassen, und in der alt-katholischen oder evangelischen Kirche ihren Platz gefunden; eine kleine Gruppe schließlich ist den Weg der „Weihe *contra legem*“ gegangen, hat für ihre Berufung die Exkommunikation auf sich genommen und leidet bis heute schwer unter diesem Ausschluss. Es ist leider wohl auch kein Zufall, dass 26 der 150 Lebenszeugnisse in diesem Buch mit „Anon.“ gezeichnet sind. All diese Frauen

sehen sich gezwungen, unerkannt zu bleiben, weil sie um ihren Arbeitsplatz oder ihr Ansehen in der Gemeinde fürchten. Die meisten von ihnen arbeiten in Diensten der Kirche. Sie haben Angst vor Repressionen, vor Mobbing und Ausgrenzung. Auch das eine traurige Wirklichkeit in unserer Kirche.

Die Texte dieses Buches sind exemplarisch – sie stehen als Teil für das Ganze. Sie sind vielfältig, auch widersprüchlich, im besten Sinne katholisch, allumfassend und universal. Die Erfahrungen der Frauen sind nicht lokal oder regional, sondern stammen aus zahlreichen Ortskirchen. Ihr theologischer Ansatz ist nicht uniform, es kommen unterschiedliche Aspekte eines Amts- und Priesterverständnisses zum Ausdruck, verschiedene theologische Meinungen und Schulen, ganz unterschiedliche Modelle einer Kirche von morgen. Allen gemeinsam aber ist das Fundament auf der Heiligen Schrift, das Ernstnehmen und ein großer Respekt vor der Tradition, Kultur und Geschichte der katholischen Kirche und ein klares Bekenntnis zu den Lehren des Zweiten Vatikanischen Konzils. Viele Beiträge atmen einen zutiefst ökumenischen Geist und ausnahmslos allen geht es um einen pastoralen Ansatz und eine pastorale Zukunftsperspektive.

Die Fülle der geschilderten Erfahrungen sind ein ernster, unüberhörbarer, theologisch gut begründeter Appell zu einem Neudenken von Kirche und einer Änderung des Amtsverständnisses. Wie Kirche ist, wie sie sein sollte und werden könnte, leuchtet an vielen Stellen auf. Wie auch der unüberhörbare Ruf, dem Geist zu vertrauen und unter seiner Führung gangbare Wege für eine Kirche des 21. Jahrhunderts zu finden. Die Zukunft ihrer Kirche liegt den Frauen am Herzen. Sie lieben ihre Kirche und leiden gleichzeitig an ihr. Sie möchten sie verantwortlich mitgestalten und vor allem in ihrer authentischen Berufung Anerkennung finden. Eine von ihnen schreibt: „Ich durfte die Kinder auf die Taufe und Erstkommunion vorbereiten, aber nicht selbst taufen und bei der Erstkommunionfeier nur Statistin sein. Ich durfte die Krankenkommunion zu den Menschen bringen, aber den Wunsch der alten Frau, bei mir die Beichte abzulegen, weil es sich von Frau zu Frau leichter sprechen ließe, musste ich abschlagen. Später in der Altenseelsorge habe ich die Menschen beim Sterben begleitet, aber ich durfte bei der Krankensalbung nur dem fremden Priester den Weg weisen, der im Eilschritt von Zimmer zu Zimmer hetzte. Ich habe gerne in Gottesdiensten zu den Menschen gesprochen und oft erlebt, wie die Worte von Gottes Zuwendung und Barmherzigkeit aus meinem Herzen quollen und die Menschen erreichten – aber sonntags predigen durfte ich nicht. Ich konnte besser leiten als mancher Vorgesetzter, aber die Leitungsfunktion oblag dem Priester.“

Viele der Lebens- und Berufszeugnisse in diesem Buch deuten darauf hin, dass in der Breite der katholischen Gemeinden im deutschsprachigen Raum nicht nur ein Akzeptieren von geweihten Frauen möglich, sondern dies geradezu ein Desiderat ist. Dabei geht es den Gläubigen keineswegs um eine bloße „Anpassung an den Zeitgeist“, sondern um ehrliche Glaubensüberzeugungen, um gewonnene theologische Erkenntnisse und vor allem um konkrete geisterfüllte Erfahrungen mit engagierten Frauen in der Kirche, die heute bereits „diakonisch“ und „priesterlich“ wirken. Zu fragen wäre, ob dieser *sensus fidelium* (Glaubenssinn) heutiger Christinnen und Christen nicht wachsamer gehört, deutlicher zur Kenntnis genommen und mutiger in die Tat umgesetzt werden müsste. Nicht selten in der Geschichte der Kirche hat die *vox populi* schließlich heilige Frauen schon zu Zeiten anerkannt und verehrt, als diese von der Amtskirche noch lange ausgegrenzt und ignoriert wurden.

Die 150 Texte dieses Buches spiegeln wie in einem Brennglas – vergleichbar den 150 Psalmen des Alten Testaments – die Heilsgeschichte Gottes mit den Menschen in all ihren Höhen und Tiefen wider. Dass den Lebenszeugnissen der Frauen noch drei Texte von Männern hinzugefügt sind, hat eher symbolischen Charakter. Die Herausgeberin erreichte eine Vielzahl von Zuschriften von Männern – Klerikern und Laien –, die ausdrücklich ihre Solidarität mit den Frauen bekunden wollten und sich für die gleichberechtigte Teilhabe der Frauen an allen Weiheämtern der Kirche engagieren. Ihre Stimmen sollten in diesem Buch wenigstens ansatzweise Gehör finden. Alles andere würde den Rahmen des Projektes sprengen. Wir danken den Autoren für ihren Zuspruch und ihre ermutigenden Statements.

An dieser Stelle ist es Zeit, den 150 Autorinnen dieses Buches selbst zu danken. Sie haben sich ansprechen lassen durch den Aufruf, ihr Lebens- und Berufszeugnis aufzuschreiben, und sind diesem leidenschaftlich gefolgt. Viele haben meine (Mail-)Anfrage an andere weitergeleitet, so dass eine ganze Bewegung in Gang kam, die dieses Buch erst möglich machte. Mich haben die Texte tief beeindruckt und bewegt. Sie haben mir neue Blickwinkel und Perspektiven eröffnet und mich in meinem Engagement für die Frauen und für mehr Geschlechtergerechtigkeit in der Kirche bestärkt. Sie haben mir gezeigt, dass es sich lohnt zu kämpfen – auch dann, wenn vielleicht erst die kommenden Generationen die Früchte unseres Engagements ernten können. Diese oder ähnliche Erfahrungen wünsche ich auch allen Leserinnen und Lesern dieses Buches.

Nicht zuletzt danke ich meiner Äbtissin und meinen Mitschwestern für die wohlwollende Begleitung des Projektes, das sich scheinbar nahtlos

einreicht in das unermüdliche Engagement unserer verstorbenen Schwester Marianna Schrader OSB für den Diakonat der Frau in den sechziger Jahren des 20. Jahrhunderts. Ihre Hoffnung, dass das Konzil sich der Frauenfrage mutig zuwenden würde, ist unerfüllt geblieben. Nun ist es an uns, ihr Vermächtnis weiterzuführen.

Mein Dank gilt schließlich auch meiner langjährigen Weggefährtin Frau Maria Sybille Bienentreu, die mir bei der Zusammenstellung der Texte mit Rat und Tat zur Seite stand, sowie Herrn Clemens Carl und dem Verlag Herder für die sorgfältige Lektorierung und Drucklegung des Buches.

Abtei St. Hildegard am Fest der heiligen Hildegard,  
dem 17. September 2020

Sr. Philippa Rath OSB



# DIE LEBENS- UND BERUFUNGSZEUGNISSE DER FRAUEN

## Von A–Z

### 1. „Beide Geschlechter sind eine große Chance für alle Handlungsfelder der Kirche“

Ich taufte meine Puppen und spendete dem Teddy die Krankensalbung. Als ich älter wurde, zelebrierte ich mit Mamas Backoblaten und Papas Schott. Ich hielt für meine Familie Predigten (die war nicht begeistert). Als ich Latein lernte, sang ich auch das Ordinarium [= die textlich unveränderlichen Gesänge der Messe: Kyrie, Gloria, Credo, Sanctus und Agnus Dei] in Latein. Viele Priesterbiographien beginnen so. Ministrantin durfte ich nicht werden. Ich habe das nie verstanden. Weil ich vieles in der Kirche nicht verstand, begann ich, Theologie zu studieren, mit Leidenschaft. Ich habe beim Studium nicht Antworten auf alle meine Fragen bekommen, jedoch gelernt, Fragen zu stellen. Diese Ermächtigung war ein großes Befreiungserlebnis. Sie brachte mich auch ab von meiner Sehnsucht, Nonne zu werden. In dem Konvent, dem ich mich verbunden fühlte, gab es auf alle meine Fragen eine Antwort. Ich spürte, dass das nichts für mich war.

Ich landete erst einmal in der Wissenschaft, und zwar in der systematischen Theologie. Mein Doktorvater meinte, es sei schade, dass ich kein Priester sei, denn er könne sich eine Habilitation gut vorstellen. Ob ich nicht wenigstens die Jungfrauenweihe anzielen wolle, damit meine Chancen auf einen systematischen Lehrstuhl stiegen, wenn ich mich schon nicht zu Religionspädagogik oder Kirchengeschichte berufen fühlte.

Ich begann dann, in der Erwachsenenbildung zu arbeiten. Zu meinen Aufgaben gehörte auch das Leiten von Gottesdiensten an Werktagen für die Kursgäste in einem Bildungshaus. Ich habe das sehr gerne getan, inklusive Predigt. Oft kamen Priestergruppen. Dann war das Haus voll ‚schwarzer Männer‘ ebenso wie die Kapelle beim Gottesdienst, den ich in meiner Albe leitete. Einmal fiel mir einer von ihnen vor dem Schluss ins Wort, stellte sich in die Mitte und sprach den Segen. Ich war nachhaltig verunsichert. Als ich das meinem Chef (selbst Priester) erzählte, war der so entsetzt, dass er fortan in Zivil in der Bank saß, wenn ich den Gottes-

dienst leitete. Außerdem nahm ich Stimmbildung, weil wir keine Orgel hatten und ich vieles alleine singen musste. Meine Stimmbildnerin merkte, dass ich etwas Anderes brauchte, als nur Noten zu üben. Wir haben darum mit Albe in der Kapelle singend verschiedene Situationen geübt. Das Singen und Predigen hat mir sehr geholfen, in meiner Rolle als Leiterin von Gottesdiensten sicher zu werden. Ich habe auch von Priestern ermutigende Rückmeldungen für meine Gottesdienste bekommen.

Durch meine Kurse und Gottesdienste fragten immer mehr Menschen bei mir nach Gesprächen. Das waren hauptsächlich Frauen, die lieber zu einer Frau als zu einem Priester gingen, und auch Priester. In der Bildungs- und Exerzitarbeit traf ich Menschen, die sagten, dass sie in ihren Pfarreien verhungern, dass sie intellektuelle und spirituelle Nahrung suchen, dass sie eine „gebrochene“ Kirchenbiographie haben. Ich bekam Anfragen, aus der Kirche Ausgetretene zu beerdigen und Paare zu segnen.

Viele der Einzelgespräche waren Beichtgespräche. Oft fanden wir im Schlussgebet Worte des Vertrauens, dass Gott vergibt. Am tiefsten berührt hat mich ein Priester, der als Missbrauchstäter vor mir ein Schuldbekenntnis ablegte. Bei der Bistumsleitung war seine Geschichte bekannt. Als die Offenbarungswelle in Sachen Missbrauch kam, wurde er per Fax suspendiert, erzählte er. Erst als es darum ging, dass man(n) ihn an einer anderen Stelle unterbringen musste, fanden „mitbrüderliche“ Gespräche mit ihm statt. Er nahm sich einige Jahre später das Leben. Weil man bei ihm einen Zettel mit meiner Telefonnummer fand, wurde ich zur Beerdigung eingeladen. Das Requiem fand in Konzelebration einiger seiner Mitbrüder statt; einer predigte darüber, wie schlimm die Volkskrankheit Depression sei, durch die er keinen Ausweg sah, obwohl es so viele Hilfsangebote gegeben hätte. Ich habe mich noch nie so sehr am falschen Platz gefühlt. Ich hätte ihn gerne beerdigt.

Ich bin zur Seelsorgerin geworden und eine Theologin geblieben, die es nach wie vor befreiend findet, Fragen zu stellen. Eine Pfarrei zu leiten, nah bei den Menschen, kann ich mir gut vorstellen. Ich habe Lust am Gestalten von Liturgie und am Predigen. Hausbesuche und Kasualien [= kirchliche pastoral-liturgische Amtshandlungen für besondere Fälle, bes. an Knotenpunkten der individuellen Biographie] wären mein Element. Angesichts der Liturgiezentriertheit vieler Pfarreien habe ich Fragezeichen; mir wären auch andere Schwerpunkte und Projekte wichtig. Ich lebe aus der Schrift.

Zu meinen aktuellen Aufgaben gehört das Schreiben von Gottesdienstmodellen und von Predigten für Sonntagsmessen. Manchmal erzählen mir Bekannte, dass sie durch den Mund eines Priesters meine Predigt hörten. Dass ich meine eigenen Predigten nicht selber halten, aber

ein geweihter Mann sie ablesen darf, finde ich abstrus. Vor allem gehört zu meinem Auftrag das Stärken von Kollegen und Kolleginnen im kirchlichen Dienst. Das ist oft das Schwerste; denn viele sind frustriert und müde. Vor Jahrzehnten wehte in der Kirche ein offenerer Wind. Zu lange gibt es signalisiertes Verständnis, ohne dass etwas passiert. Wenn Frauen Priesterinnen werden könnten, wäre nicht alles besser. Dann hätten wir auch klerikale, wortgewandte, verklemmte, kompetente, narzisstische, einfühlsame, überforderte, menschenfreundliche geweihte Frauen. Genauso wie wir jetzt geweihte Männer haben. Um Chancengleichheit geht es und um die Frauen (und Männer), für die Seelsorge und Sakramente, vermittelt durch nur männliche Priester, eine Hürde bedeuten. So als gäbe es ausschließlich Gynäkologinnen und Urologinnen. Beide Geschlechter sind eine große Chance für *alle* Handlungsfelder der Kirche. Anon.

**2. „Ich bin Priesterin, die der Kirche dient und freudig das Reich Gottes verkündet“** Ich bin 79 Jahre alt, Kolumbianerin, und wurde von einer rebellischen Mutter, einer ehemaligen Ordensfrau und Missionsschwester aus dem Karmeliterorden, nach den Prinzipien und christlichen Werten des Glaubens erzogen. In meiner Kindheit habe ich mit meinen Brüdern Prozessionen abgehalten und „Messen“ gelesen. Die Mutter machte uns den Altar und die Ornamente aus Zeitungspapier; sie hat uns nie gelehrt, dass Frauen Randfiguren in der Kirche sind. In meiner Jugend und in meinem ganzen Leben habe ich mich im Dienst des Evangeliums engagiert. Von klein auf war ich Laienmissionarin unter Afros und Indianern in der von Bischof Gerardo Valencia Cano gegründeten UFEMI (Unión Seglar de Misioneras), dem ich einen Teil meiner Ausbildung verdanke, die ich in Höherer Katechese am Lateinamerikanischen Katechetischen Institut absolviert habe. Als Sekretärin des Bischofs war ich eine der drei Laiensekretärinnen der 2. Lateinamerikanischen Bischofskonferenz in Medellín (1968).

Ich fühlte den Ruf erst, als ich in der Gemeinschaft die Notwendigkeit spürte und erlebte. Die Mutter einer Freundin lag im Sterben, und sie bat mich, ihr bei der Suche nach einem Priester für die Krankensalbung zu helfen. Ich fragte sie, ob sie in die Pfarrei gegangen sei, und sie sagte ja, aber dass der Priester gerade dabei war, an der Universität zu unterrichten. Und in der anderen Pfarrei? Sie antwortete: Der Priester sagte, es sei nicht seine Aufgabe, in diese Pfarrei zu gehen. An diesem Punkt begann ich stark zu spüren, dass die Verkündigung des Evangeliums nicht zwischen Grenzen oder Mauern gefangen sein kann. Von dem Moment an, bis heute, haben mich die Sorge und der Ruf nicht mehr verlassen.

Mit der Unterstützung meiner Schwester und Freundin Elfriede Harth, einer Deutschkolumbianerin, nahm ich Kontakt mit der Vereinigung rö-

misch-katholischer Priesterinnen (Association of Roman Catholic Women Priests) auf. Es schien mir unmöglich. Könnte es eine andere Kirche, eine andere Sekte sein? Sie erklären mir, dass sie zur Kirche gehören, dass sie eine internationale Bewegung sind, und sie fragen mich, ob ich akzeptieren würde, exkommuniziert zu werden. Bis heute fühle ich mich nicht exkommuniziert. Vor kurzem ging ich in mein Dorf, um meine Taufurkunde zu holen, und ich gestehe, dass mir mein Herz aus meiner Brust springen wollte, während der Sekretär meinen Antrag vorbereitete. Es gab keine Randbemerkung, die auf eine Neuheit hindeutete. Ich bin nicht aus der Kirche ausgetreten, ich habe nicht auf meine Taufe verzichtet. Ich bin keine Unbekannte vor dem Episkopat und dem Klerus. Weder ich noch sonst eine der Priesterinnen, mit denen wir innerhalb der Kirche mit Mut und Diskretion zusammenarbeiten, wurde bislang belästigt.

Am 11. Dezember 2010 wurde ich zur Priesterin geweiht, und am 24. September 2015 wurde ich zur Bischöfin ernannt. Ich baue auf die Unterstützung der Laien, die sich zunehmend bewusst werden, dass sie diejenigen sind, die uns unterstützen und uns bitten, ihnen zu dienen. Ich fühle, dass ich dazu geweiht wurde, die Laien zu befähigen, durch die Verkündigung des Evangeliums der Kirche zu dienen und sie wiederaufzubauen. Ich fühle mich nicht dazu geweiht, mit dem männlichen Klerus in Konkurrenz zu treten. Ich bin eine Priesterin, die der Kirche dient, freudig das Reich Gottes verkündet, Sexismus, Marginalisierung und Ungleichheit ausmerzen will, die gegenwärtige Sünde, die der Kirche schadet.

Olga Lucía Álvarez Benjumea

**3. „Zu groß war der Schmerz über die Unerfüllbarkeit der Berufung“** Ich bin mit 25 Jahren in ein Kloster eingetreten. Schon einige Zeit zuvor spürte ich die Berufung zu einem ehelosen Leben. In den ersten Jahren war ich natürlich mit dem Kennenlernen und Hineinwachsen in die Gemeinschaft und in diese Berufung beschäftigt. Das fordert den ganzen Menschen. Nie wäre ich auf die Idee gekommen, in diesem Leben auch noch eine andere Berufung zur spüren. Vor allem nicht eine Berufung, die es – nach dem offiziellen Recht und der Lehre der Kirche – nicht geben kann. Ich bekam sehr bald den Dienst der Sakristanin. So war ich Mesnerin und ein bisschen auch Messdienerin in einem. In vielen Messen brachte ich das Brot zur Gabenbereitung nach vorne und übergab es dem Priester. Ich liebte den Dienst in der Sakristei – ganz besonders aber den Dienst während der Messe. Stellvertretend für alle brachte ich das Brot. Irgendwann – ich war etwa zwei Jahre im Kloster – spürte ich etwas, wusste aber nicht, was ich spüre. Ich spürte etwas, das ich gar nicht spüren „konnte“, das nicht sein konnte. Deshalb verstand ich auch nicht, was ich spürte.